

Aber wann hat es eigentlich angefangen später zu sein?

Ein Text von Gisela Müller

zu Fotografien von Isabella Berr (www.isabellaberr.de)

Meistens ist nicht Sommer. Mann am Meer. Es regnet. Es sollte anderes Wetter sein. Ein vermisster Sonnenauf- oder -untergang. Die Möwen stecken die Köpfe ins Gefieder. Hast du schon vergessen? Nur der Regenschirm rot. Nur der Salzgeschmack, wenn du mit der Zunge über die Lippen fährst. Deine Lippen. Es könnten andere sein. Der Himmel lässt dich heute wieder ziemlich klein aussehen. Deine verwegene Sehnsucht. Gischt in den Wimpern. Wenn du endlich aufhören könntest nach dem Horizont zu suchen. Wo doch dein Verstand dir meldet, dass dies kein Tag ist, nach Horizonten auszuschaun. Du auf der Mole. Du mit diesem unbändigen Wünschen im Leib.

Alle Äußerungen verschwimmen zu einem Nichts. Egal, hast du gesagt, ist doch egal. Selbst der schüchterne Zauber der Cosmeen konnte dich nicht mehr rühren. In der Blumenvase, denkst du, verwelken sie noch schneller. Als am nächsten Tag die Blütenblätter wie tote Fliegen auf dem Regalbrett lagen fühltest du dich bestätigt. Als das Blumenwasser zu stinken begann hattest du eine heimliche Freude daran. Später hast du die gläserne Vase gründlich gespült und in den Schrank gestellt. Später. (Aber wann hat es eigentlich angefangen, *später* zu sein?) Später aber hast du gefunden, dass jetzt etwas fehlt. Irgendeine Farbe. Ein zartes Grün vielleicht. Ein freches Rosa. Ein orientalisches Orange.

Du hast aus dem Fenster hinunter auf die Straße geschaut und deinen Augen nicht getraut. Du drehst diesem ewigen Draußen den Rücken zu. Du lehnst am Türrahmen. Du läßt unmäßig Zeit verstreichen. Über die weiß getünchte Decke deines Arbeitszimmers kriecht ein Riß. Wie lange ist das nun her. Wie oft willst du dich noch erinnern. Buchstabiere ein Ereignis. Als ob du die Spuren deiner Abwesenheit auswendig lernen könntest.

Das ist der Lidschlag, der das Rauschen zum Augenblick verdichtet. Der Schleier reißt. Ein Sonnenstrahl flicht sich in den Maschendrahtzaun. Am Geländer lehnt ein neues Fahrrad.

Da sind die Treppentritten aus deinem Traum. Stets dieselben Treppen, stets derselbe Traum. Du kennst sie so gut, als würdest du dort wohnen. Als würdest du täglich die drei zu hohen Stufen hinabsteigen, um nach Hause zu gehen. Es riecht noch immer ein wenig nach Bohnerwachs, obwohl schon lange niemand mehr bohnt. Das musst du geträumt haben. Die Dielen unter deinen Schritten knarzen. Dein Schatten löst sich von der Wand. Die nackte Frau, die du gewesen bist, als deine Finger nach dem Treppengeländer tasteten, ist verschwunden.

Und wenn Vergangenheit eine zitternde Wasserspiegelung wäre von Gegenwart. Und wenn du könntest, würdest du die Zukunft darin lesen wie in einer Hand. Und wenn du keine Furcht mehr hättest vor deinem Ungewissen. (Mensch, du ersäufst schon nicht!) Und wenn der enorme Druck nachließ; jene unsagbare Beklemmung zwischen Felsmassiv und Weite. Die Ruderblätter schneiden im Rhythmus deiner Muskelkontraktionen Oberfläche. Das Fließende kennt keine Wunden. Du bist dir längst voraus.

Die Fremde am Nebentisch war aufgestanden. Du wartest. Sie kommt nicht wieder zurück. Du meinst noch ihre Körperwärme zu spüren. Elektrostatische Trägheitsmomente. Gravitation von Haut. Du denkst, ihr hättet euch etwas zu sagen gehabt. Was denn? Du denkst, ihr habt bereits zu viel gesagt. Du malst dir Bilder aus. Was hätte sein können. Ein unbenutzter Aschenbecher. Verrückte Stühle. Lautlos klappernde Jalousien. (Diese Bilder dürfen schweigen.) Wie willst du, was nicht geschieht, begreifen? Das also ist deine Wirklichkeit; und wie sie unberührt verstreicht.

Das Kind hinter der Milchglasscheibe streckt die Zunge heraus. Eine Schwangere blickt versonnen auf ihren Bauch. Eindrücke, die durch das Prägeraster fallen. Sichtreflexe mit der Konsistenz von Quarz. Du siebst sie aus, grobkörnig; der Schlaf in deinen Augen frühmorgens, aufwachen, blinzeln, die Welt noch ohne Brille sehen; dein Wachsein noch nicht ganz wahrhaben wollen; eine Fliege verscheuchen; der fade Geschmack im Mund. Irgendeinen Tag erfinden. Das Kind schenkt dir seinen ersten Schrei.

Bewegungsmuster eines Unbekannten. Du bist dir einmal treu geworden. Hast dich allmählich vom Tosen der Arena entfernt. Schlendern über verwaiste Plätze. Zufällige Begegnungen aus der Vogelperspektive eines Nesthockers. Du möchtest aber auf gleicher Höhe sein, möchtest du wirklich. Stürzt dich ins Erdgeschoss, fliegst in die Arme deiner Widergänger, prallst gegen Gummibäume als ob es Glühbirnen wären. Du die Motte. Du, mach das Licht an. Die Präzision der Irrläufe nimmt zu. Gib der Fremden deinen Namen. – Das ist der Flügelschlag, der die Distanzen mit Leichtigkeit verbindet.

(2004)